

(Nachdruck verboten.)

78]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Als er geendet hatte, sagte Doktor Laforet: „Dann wäre es doch einfacher, ich stelle Sie als Assistenzarzt bei mir an. Das wäre auch richtiger. Sie wären an dem Platz, auf den Sie gehören — und Sie wären aus der Lage herausgehoben, in die Sie nicht gehören.“

„Damit wäre mir aber schlecht gedient,“ fiel ihm Philipp eifrig ein. „Ich würde sogar ablehnen, so verlockend Ihr Anerbieten für mich ist. Ich will nun einmal von unten weiter gehen. Und da sich mir die Gelegenheit geboten, ich will meinem Berufe einmal dienend ergeben sein, statt ihn herrschend auszuüben. Ich will die Erfahrungen, die ich so sammeln kann, die Aufschlüsse, die ich so gewinnen kann, meinem Berufe wieder, wenn ich je dazu komme, dienstbar machen.“ — Der Gedanke war ihm, während er sprach, klar geworden und stark zugleich. „Sie irren, wenn Sie vermuten, ich hätte die Absicht, die Verhältnisse hier zu studieren, um sie hinauszutragen. Was ich davon profitiere, soll dem Berufe, soll den Kranken, soll mir wie Ihnen zugute kommen. Ich will es für mich tun, und ich will einmal in eine andere Beziehung zu unseren Kranken kommen. Ich will neben ihnen stehen, nur ein wenig in meiner Sorge und Beobachtung über ihnen, aber nicht beherrschend. Unser Wissen von den Irren wird ein anderes, wenn wir es mit den Erfahrungen des Wärters vereinen können.“

Der Doktor Laforet hatte wieder das Kräuseln auf den Lippen.

„Mein Lieber, Sie wollen ein Experiment machen — mit sich, mit den Kranken, mit mir.“

„Ist nicht alles Experiment?“

„Wohl — schon — aber wie kommen Sie gerade zu mir? Und warum gerade bei mir?“

Philipp sah, daß er immer noch mißtrauisch war. Er setzte ihm noch einmal auseinander, wie ihm die Gelegenheit dargeboten worden.

„Ich habe nicht daran gedacht, es ist kein vorgemerkter, erwogener Plan. Der Gedanke ist in mir stark geworden, ich habe ihn als fruchtbar in mir wachsen lassen, als ich die Möglichkeit eines Wärterpostens für mich sah. Ich wollte, ohne Hinterhältigkeit, ohne Eigennutz, ohne Nebenabsicht, unbekannt und unerkannt die dienende Stellung des Wärters in meinem Berufe auf mich nehmen. Als eine Prüfung, als eine Brücke — ich war ja so außerhalb meines Berufes geraten — als ein entscheidendes Experiment, in dem es ganz auf mich ankäme, ob ich stehen bleiben sollte oder höher steigen könnte. Und wie ich schon sagte, während unseres Gespräches kamen die anderen Dorkungen und die übrigen Bedeutungen, die das Experiment noch hat. Ich konnte mich vor Ihnen nicht verbergen, aber wenn Sie mir nicht trauen können, so bitte ich, mich zu entschuldigen; ich will mich dann nicht mehr bewerben.“

Er machte eine Verbeugung und schickte sich an zu gehen.

„Nicht so kurz und eilig, mein Freund,“ bedeutete ihn Doktor Laforet zu warten. „Ich bin der Meinung, Sie hätten Ihren ganzen Weg anders machen können, Sie hätten ihn leichter haben können. Aber jeder nach seinem Geschmack — ich habe nicht darüber zu richten. Sie sind Ethiker, und Sie haben sich in einen ethischen Gedanken verrannt. Ich weise es nicht von der Hand, daß seine Ausföhrung nicht ohne Nutzen wäre. Für Sie — ich sehe zunächst nur: Sie lernen dienen. Wenn es Ihnen darauf ankommt — nun wohl! Allerdings — ja freilich — auch praktische Erfahrungen, getrübt durch das Auge des Arztes, dem Sie die besondere Schärfe ja nun doch nicht auf einmal wieder nehmen können. Wissen Sie was, ich bin für das Experiment gewonnen. Ich verspreche mir persönlichen Nutzen davon. Und ich bin Egoist, ich gestehe das gerne ein. Warum nicht? Aber hören Sie — zwei Gründe. Der erste: Sie wollen hier alles von unten ansehen, es wird alles die Beurteilung von unten dadurch erfahren. Ich bin präzise. Nicht, daß ich mich

fürchtete, nein — aber warum soll gerade ich mich dem aussetzen? Ich stehe hier so ziemlich allein. Ich habe Feinde ringsum. Und ich bin nicht christlich. Ich liebe meine Feinde nicht, ich suche sie zu vernichten. Ich will es in Ihrem ethischen Sinne so begründen: Sie schaden nicht allein mir, sie schaden unseren Sache. Machen Sie das Experiment anderswo — ich werde davon profitieren. Es wird mir ein Kleinigkeit sein, Sie im Bille Evrard als Wärter unterzubringen. Sie sind hier wie dort auf ein Jahr verpflichtet. Aber es gibt Ausnahmen. Sie können nach einem halben Jahre bei mir als Assistenzarzt eintreten. Denn dies ist der zweite Grund: Sie sind Deutscher. Es ist billig, daß die Erfahrungen, die an uns gemacht werden, uns auch zu Nutzen dargebracht werden. Ich weiß, solche Erfahrungen werden rasch international. Aber sie sollen von unserer Verwirklichung ausgehen — ich will sie hier nützen. Ich bin Egoist. Ich bin es aber nicht mehr als Sie. Wir arbeiten beide für unseren Beruf. Und wir können ehrliche Leute bleiben, wenn wir uns offen voreinander aussprechen. Das tun wir eben — und ich hoffe, Sie verstehen das.“

Philipp war eingesponnen. Das war so plausibel — dagegen konnte er nichts einwenden. Er spürte wohl, er war dem Doktor Laforet Werkzeug und Mittel, aber er war's ihm ja für die Sache. Es ging um der Sache willen und nützte der Sache, selbst wenn der Chefarzt von Sainte-Anne ein Weiteres für sich herauschlagen würde. Es könnte nur nützen, seine Stellung zu befestigen, denn er war der modernste Psychiater Frankreichs. Das erwog Philipp rasch in seinen Gedanken. Und er war ein Franzose, er konnte es auf keine andere Art auffassen als eben auf französische.

Philipp willigte ein.

„Ich verspreche Ihnen,“ sagte Doktor Laforet nun sehr ernst, „Sie nicht gegen meine Feinde auszunutzen. Ich werde nur von Ihnen nehmen, was Sie mir geben. Wir werden zusammen an der Praxis arbeiten. Sie werden mir für meine Anstalt nützen, und wir werden einander geben und voneinander nehmen, ohne zu fragen, wer der Gebende und wer der Nehmende ist. Sollten Sie mir Bestätigungen meiner Behandlungsweise bringen, so wird mich das glücklich machen; sollten Sie sie umstoßen, so werden Sie derjenige sein, der das zu begründen hat, und ich werde Sie weder behindern noch gar unterdrücken. Meine Karten sind offen. Und in dem, was zu erstreben ist, werde ich weder eitel noch egoistisch sein. Ich habe beides nicht nötig“ — er tat einen Blick in den Spiegel — „ich habe einiges getan, das von mir ganz allein getan worden.“

Er schmunzelte. Philipp verneigte sich.

Sie besprachen nun noch weiter den Plan. Philipp sollte als Philippe Billebois dem Wärterpersonal der Irrenanstalt von Bille Evrard eingegliedert werden. Er habe sich um nichts mehr zu kümmern.

Philipp wollte sich verabschieden.

„Ich werde Sie, solange Sie in dieser Stellung sind, nicht sehen. Nach einem halben Jahre kommen Sie zu mir — falls Sie sich bis dahin nicht entschlossen haben sollten, die Wärterkarriere beizubehalten,“ fügte er lächelnd hinzu. „Auf dem Sekretariat von Bille Evrard finden Sie sich am ersten Oktober ein. Sie nennen Ihren Namen, Philippe Billebois, das wird genügen; alles andere wird arrangiert sein. Hier ist meine Karte, sie macht Ihnen jederzeit den Weg zu mir frei. Und hier ist mein letztes Buch, das in der Zeit Ihrer Abenteurer in Paris erschienen ist und das Sie also noch nicht kennen“ — die Lippen kräuselten sich, und er warf einen Blick in den Spiegel dabei — „lesen Sie es.“

Er schrieb eine Widmung hinein. Philipp las den Titel: „Ueber die Prophylaxe und Therapie der Geisteskrankheiten.“

„Mein Werk über die „Pfleger“ ist angekündigt. Es soll in drei Jahren erscheinen. Vielleicht fördern Sie es, vielleicht stoßen Sie es um — vielleicht kommen Sie ihm zuvor oder ergänzen es. Das Bessere wird siegen!“

Philipp dankte und ging.

Zu Hause fand er Pierre, der noch Konvaleszent war, in übler Laune.

Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Selbst.

„Ich muß wieder hinaus können, ich halte die Stube nicht mehr aus,“ knurrte er.

Philipp gab ihm gute Worte. Noch einen Tag, dann wolle er es gestatten. Und Pierre wurde gut und weich.

Dann erzählte Philipp.

Pierre hörte schweigend zu, zog den Mund breit und starrte in eine Ecke.

„Ich habe es vorausgesagt.“

„Aber nun denke ich an Dich, Pierre. Was willst Du machen? Wenn ich eine gleiche Stelle für Dich beschaffen könnte?“

Pierre lachte.

„Für mich! Ich brauche die Strafe. Ich hatte es gut und schön durch Dich — ich werde es ohne Dich nicht mehr so haben. Und ich werde nicht mehr so wollen. Ohne Dich — nein!“

Philipp erschraf.

„Dann mühte ich bei Dir bleiben, Pierre!“

„Bei mir bleiben? Du bist verrückt. Es mußte doch einmal so kommen, auch wenn Du bei mir bleibest, würde es so kommen müssen. Weil ich es eigentlich nicht aushalten kann. Ich kann Ruhe nicht ausstehen, ich brauche Unruhe, viele Menschen, viele Geschehnisse, immer Neues. Nun ist meine Schwester tot, nun sind mir alle Wege frei. Ich will Dir sagen, wenn wir nicht die zwei Jahre zusammen gelebt hätten, so hätte ich sie erstochen, schon längst, statt daß es ein anderer getan hat. Ich habe es bei meiner Schwester nicht ertragen können, was mir bei den anderen selbstverständlich war. Und weißt Du, wenn ich nicht so feige gewesen wäre, wäre ich schon längst nicht mehr bei Dir geblieben. Aber ich hatte mich hinter Dich versteckt, daß ich's nicht tun brauchte. So, nun weißt Du's! Und nun geht's wieder auf die Strafe!“

Sie sprachen diesen Abend noch viel zusammen.

Andern Tags ging Pierre aus. Aber er duldete nicht, daß Philipp mit ihm ging.

Philipp blieb zu Hause und las Doktor Laforéts psychiatrisches Werk.

Am Abend kam Pierre, ein wenig angeheitert.

„Weißt Du, was ich mache, Doktor? Ich gehe mit einem Zirkus. Ich rufe aus und zerbeiß Glas. Ich glaube, ich habe das große Los gezogen. Wir werden ganz Frankreich durchreisen, und es wird mir glänzend gehen, Du kannst beruhigt sein.“

Philipp war nicht beruhigt, aber er mußte den Dingen ihren Lauf lassen.

Pierre war eine Krage, er fiel immer auf die Pfoten, wie er auch fiel.

Sie genossen die letzten Tage ihres Zusammenseins, die ihnen noch blieben, sie genossen sie in der Schönheit ihrer Freundschaft, die eine gute war. Sie schätzten einander, so verschieden sie auch waren, und sie verstanden einander. Philipp klang es durch die Seele: den Menschen ist er Unkraut, mir ist er eine wilde Kirsche, die mitten im Dorn und Dickicht steht. Wer zu ihm gelangen kann, darf Früchte pflücken. Nein, nein, es gibt kein Unkraut. Es ist eine falsche Bewertung, die die Menschen eingeführt haben. Er hat sein echtes Menschsein, wovon die Bewertenden auch nicht einen Blaster Schimmer in sich tragen. Im Tempel der Menschheit predigen Heuchler, und Fälscher zelebrieren an den Altären — wer wird den Tempel einmal reinigen? Ist wirklich das Pharisäertum unüberwindlich?

Pierre machte sich keine Gedanken. Er schlief. Sein breiter Mund zog sich zu einem lächelnden Grinsen im Traum. Dann taute er. Er zerbiß wohl Glas.

Philipp sah ihm mit Behagen zu. Dann wurde er wieder traurig.

„Wir zerbeißen alle nur Glas — wir sind alle nichts anderes als geistige Glasesser.“ murmelte er.

Ekel packte ihn. Dann weckte er Pierre.

Der sah ihn erstaunt an und sagte:

„Schlaf auch, Doktor, es wird Dir gesund sein. Schlaf immer gesund.“

Und bald schliefen sie beide.

(Fortsetzung folgt.)

12]

„Er glaubt, es kann nicht angehen, sich von dem Alten Loszu- sagen, mußt Du wissen. Sonst mein ich, würde er es ganz gut be- greifen können. Aber er riskiert es einfach nicht.“

„Und es würde wohl nicht angehen, ihm etwas nachzugeben?“ versuchte sie.

„Ich kann jedenfalls nicht; es würde mir sein“

„Nein, nein, Jürgen!“ unterbrach sie ihn. „Das wäre Sünde. Nein, wir müssen es eben ertragen.“

„Es ist merkwürdig, Marie — ich selber bin ja hier in den Dünen geboren; ich liebe diese Dünenbewohner, als wären sie mein eigenes Geschlecht; wenn ich einen von ihnen sehe, habe ich das Gefühl, als wäre es mein eigener Vater. Und doch ist mir jetzt, als gehörte ich zu einem anderen Volk, als wäre ich den Meinen fremd geworden.“

Marie blickte betrübt drein. Aber Jürgen fuhr eifrig fort: „Es ist aber auch, als seien diese Menschen von einer Mauer umgeben, als könnten sie nichts sehen!“

Nach einer Weile fügte er weicher hinzu: „Wir beide aber, wir haben doch ein wenig von dem gesehen, was hinter der Mauer liegt — und Jerichoms Mauern, die fielen schließlich auch einmal in alten Tagen!“ Er versuchte zu lächeln.

— Kaum war Anders zur Tür hereingekommen, so hatte er sich auch schon der Stiefel und des Sonntagsganzuges entledigt. Und da stand auch die Fruchtstuppe schon auf dem Tisch.

„Ja, man kann nun von dem Pastor sagen, was man will,“ meinte Anders launend, „aber auf der Kanzel ist er ein Daas; — und dann kann er so verteuftelt gut vorsingen!“ fügte er mit Nach- druck hinzu.

Jürgen lächelte.

„Und dann kann er eine ganze Stunde über etwas reden, das wir anderen in fünf Minuten erledigen. Aber so einer hats ja auch gelernt,“ schloß er und leckte den Löffel rein.

„Gibts sonst nichts Neues?“ frug Jürgen.

„Ja, das ist ja wahr, — Sören Jensens Sau hat 23 Ferkel bekommen. So etwas hab ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört!“ Und dann zählte Anders all die Säue auf, die er kannte und die in den letzten fünfundzwanzig Jahren die größte Anzahl Ferkel gekriegt hatten.

Nach der Mahlzeit hatten die Jungen draußen viel zu tun; denn die Alten durften an einem Abendmahlstage nichts anrühren. Sie ließen sich zu beiden Seiten des Ofens nieder, jeder in einem strohgeflochtenen Stuhl. Die Uhr meldete den Ablauf einer Stunde und noch einer und noch einer, und immer noch saßen sie still und steif in ihrem Stuhl.

Endlich stand Anders auf. „Es ist eigentlich ein bißchen viel verlangt, so den ganzen Tag feiern zu sollen,“ sagte er und „Schritt auf den Tisch zu, auf dem die „Volkszeitung“ lag.“

„Kneifen!“ rief er völlig ermuntert nach einer Heinen Weile.

„Hier steht es von Sören Jensens Sau. Buchstäblich und ganz genau. Das ist doch amüsant!“ Er spuckte aus und las laut.

Es entstand eine Pause. Anders Mundwinkel zitterten.

„Und hier steht, daß Jens Pilgaard aus Lem, mein alter Schlackamerad aus der Dienstzeit, Du weißt ja, — umgeschmissen und dabei das Bein gebrochen hat. Sieh, sieh, sieh!“ Er sah bes- geirlich nach dem Folgenden, aber als er Schritte in der Nähe vernahm, schob er die „Volkszeitung“ beiseite und tat ganz gleichgültig — bis sie wieder alleine waren.

— — — Am Montag trug Anders Krage wieder sein Arbeits- zeug. Er ging am liebsten ohne Weste und trug die Bluse aus ungefärbtem, selbstgesponnenem und gewebtem Stoff mitsamt der gegerbten Lederhose, die so steif war, daß sie ganz von selber stehen konnte, gleich einer Rüstung. Sie wurde vorn geknöpt und zu- sammengehalten von einem talergroßen, flachen, dünngeschliffenen Kupferknopf.

In diesem Anzug bewegte Anders sich in Stall und Scheune mit denselben festen und sicheren Schritten wie in jungen Jahren. Die vielen Abseiten und Winkel waren ihm so vertraut, daß er sie auch dann gefunden hätte, wenn er blind gewesen wäre und gleich einem Maulwurf die richtigen Oeffnungen und Gänge im Dunkeln hätte finden müssen. Dort lebte er sein eigentliches Leben. Und es war ihm zur Lebensaufgabe geworden, jeden Strohhalm und jedes Korn zu überwachen.

Deshalb war es auch sein Geist, der die gesamten Aufen- räume der Krageschen Besitzung beherrschte, wie er sie beherrscht hatte ein ganzes Menschenalter hindurch. Weder die Viehstände noch der Schweinestall, noch die anderen Dinge, die Anders er- wähnt hatte, waren geändert worden. Und niemand wäre es ein- gefallen, einen anderen als Anders hier für den Herrn zu halten. Er ließ Jürgen singen und reden. Das war am Ende etwas, das heraus mußte, meinte er, gleich „dem Eiter und anderen Ent- zündungstossen“. Im übrigen schien es ihm, als verspürte er schließlich doch so etwas wie eine Besserung.

Jürgen war auch äußerlich ruhiger geworden als früher. Die Arbeiten, die er mit Schaufel und Spaten ausführte, waren vor- züglich. Aber seine Gedanken schienen nicht bei der Werktags- arbeit zu sein, wenn er sich, ausruhend, auf sein Werkzeug stützte

und grübelte. Und wenn sein Auge forschend über die Felber der Düne glitt, da war es kaum das Gras und Korn, das ihn fesselte, sondern sein nach innen gewandter Blick schien ganz andere Dinge zu sehen.

Aber gerade dieses stille Wesen betrachtete Anders als ein Zeichen der Besserung.
Und so verging der Sommer.

XI.

Aber als die Zugvögel von dannen flogen und die Abend-sihungen begannen, da begriff Anders, daß Zeichen mancherlei Deutung zulassen.

Er war eines Tages in der Scheune beschäftigt, als er in seiner Nähe ein schwaches Geräusch vernahm. Auf Strumpffühen schlich er sich näher heran, zwangte sich vorsichtig durch eine kleine Öffnung im Stroh und blickte hindurch. Dort, im Außengebäude, schritt Jürgen abermals hin und her und murmelte etwas vor sich hin.

Der Alte wußte, was das bedeutete; er folgte Jürgen mit den Augen, die wie ein Paar große, spärende Rattenaugen lauernd zwischen den Strohbindeln hervorklugten. —

Bei der am folgenden Abend stattfindenden Versammlung hielt Jürgen sich an das Praktische. Er sprach von der Leihhaberschaft und von dem erzieherischen Einfluß der Genossenschaft, entwickelte vor ihnen die ökonomischen Vorteile des Zusammenschließens, erklärte ihnen, wie eine Genossenschaft eingerichtet sei und empfahl ihnen die Errichtung einer solchen. Schließlich las er ihnen die Paragraphen einer Verbrauchergenossenschaft vor, die er sich von auswärts hatte kommen lassen.

„Mühten wir dann auch einen Laden und Gewichte und den ganzen ordnungsgemäßen Kram haben?“ frug Jens Rön.

„Ja, natürlich,“ antwortete Jürgen.

„Das wäre ja eine feine Einrichtung!“ pufete Rön.

Mads Kirkl wandte sich an Jürgen: „Bilst Du das etwa bezahlen? Denn ich will meiner Seel nichts damit zu tun haben.“

„Wenn wir es fertig bringen, all die vielen Lütendreher zu ernähren, die hier ringsumher im Lande sitzen, dann werden wir wohl schließlich das auch bezahlen können. Ihr dürft nicht vergessen, daß der ganze Verdienst unser eigen ist.“

„Wer sollte dann das Abwiegen besorgen?“ fragte Niels Walle.
„Oder vielleicht könnte jeder sich nach Belieben etwas nehmen!“ —
Seiterkeit.

„Ein Kommiss,“ antwortete Jürgen.

Krän Hvas, der rothbärtige Mann von der Sanddüne, meinte: „Teufel auch, damit solch ein Kerl dann das Ganze aufträhle!“

Niels Walle: „Da würde er wohl gehörig Bauchgrimmen kriegen, Kraut!“ — Die Leute lachten.

„Aber ein gehöriges Loch wird es doch am Ende geben!“

„Wir mühten natürlich die Toruper Gemeinde mit dabei haben,“ fuhr Jürgen fort. „Je mehr je besser. Ich finde es sinnlos, daß wir dem Krämer überlassen, den Preis zu bestimmen, gerade wie es ihm paßt. Wir müssen selbst am Ruder sein, auch dort!“

„Ja, Gott helfe uns mit dem Am-Ruder-sein,“ seufzte Mads Kirkl.

Jens Rön erkundigte sich, wer denn eigentlich das Geld hineinsteden solle.

„Wir alle gemeinsam natürlich.“

„Das könnte 'ne schöne Sauce werden — das, hm!“ pufete Kirkl. Und Rön meinte mit seiner astklugen Miene: „Ich bedanke mich wenigstens für den Kuddelmuddel. Ist vielleicht einer von Euch da, der Lust hat?“ Er blickte umher und erntete ein Weisallsgemurmel.

„Ich kann Euch versichern, daß es in Eurem eigenen Interesse liegt!“ meinte Jürgen eindringlich.

Sören Knal fand auch es könne am Ende wohl ein Verdienst dabei herauskommen.

(Fortsetzung folgt.)

Hilfsbereitschaft und Geselligkeitstrieb der Tiere.

Es ist seit Darwin so viel von dem rücksichtslosen Kampf ums Dasein gesprochen worden, daß daraus leicht ein verzerrtes Bild der Naturanlagen organischer Wesen entstehen könnte. Die Vorstellung, daß die Individuen vor allem den Instinkt haben, sich gegenseitig zu zerfleischen, wäre aber total übertrieben. Vielmehr lassen sich bei artverwandten und nicht verwandten Wesen leicht Bestrebungen von Opferwilligkeit und gegenseitiger Hilfsbereitschaft nachweisen. Diese Nachweise zeigen klarer als die Beispiele vom rücksichtslosen Kampf, wie ein enger Zusammenschluß auch der als Einzelwesen noch so kleinen und machtlosen Geschöpfe zu einer ungeheuren Erstarkung der vergesellschafteten Wesen führt, und sie dadurch gegen an sich viel mächtigere Wesen wehrhaft macht. Peter Kropotkin hat in seinem Buch „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“ ein reiches Material hierüber zusammengestellt und damit gezeigt, welcher machtverleihende Faktor im Dasein der

Tiere wie bei Menschen der Zusammenschluß zu gegenseitiger Hilfe ist.

Solchem Zusammenschluß begegnet man in der Tierwelt außerordentlich häufig, und zwar in Formen, die nicht nur eine Abwehr drohender Gefahren bezwecken, sondern ebenso oft eine Steigerung der Lebensfreude durch gemeinsames Spielen erreichen wollen.

Die Gewohnheit der Vögel, zum Tanze zusammenzukommen und die Plätze zu schmücken, auf denen sie ihre Tänze aufzuführen pflegen, ist viel weiter verbreitet, als man früher glaubte, und besonders die in den La Plata-Staaten lebenden Vogelarten, z. B. Spottvögel, Jacamars und Kiebitze sehen durch die komplizierten Tänze in Erstaunen, die sie miteinander ausführen.

Die Gesplogeneheit, miteinander zu singen, die bei mehreren Vogelarten üblich ist, gehört in dieselbe Kategorie geselliger Instinkte wie das Tanzen. Der Brauch, gemeinsame Konzerte zu veranstalten, ist sehr auffallend beim Chatar entwickelt, dem die deutsche und englische Sprache zu Unrecht den Namen „Schreibvogel“ gegeben hat. Die Chatare versammeln sich oft in ungeheuren Zügen, um ihren vielstimmigen Chor ertönen zu lassen.

Das gemeinsame Zusammenleben gibt jedem einzelnen der Tiere größere Sicherheit, erhöht seinen Lebensgenuß und fördert die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten. Dafür haben zwei große Vogelfamilien, die Kraniche und die Papageien, hübsche Beweise erbracht. Die Kraniche leben nicht nur mit ihren Verwandten, sondern auch mit den meisten anderen Wasservögeln in guter Freundschaft. Ihre Vorsicht paart sich mit viel Verstand, der sie befähigt, unerwartete Veränderungen im Augenblick zu erfassen und entsprechend zu handeln. Niemand fröhrt oder schläft eine Gruppe Kraniche, ohne eine Wache auszustellen, und ist wirklich einmal einem Jäger die schwierige Jagd auf sie geglückt, so kehren sie niemals zu dem unheilvollen Platz zurück. Der Kranich ist vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ununterbrochen in Bewegung, und doch verwendet er nur ein paar Vormittagsstunden darauf, sein Pflanzenfutter zu suchen. Die übrige Zeit ist gemeinsamen Spielen gewidmet. Wie im Uebermut nimmt er Steinchen und Holzstückchen auf, schleudert sie in die Luft und versucht sie wieder aufzufangen, tanzt, springt, lüftet die Flügel, rennt eilig hin und her und brüht durch die verschiedensten Gebärden die unendliche Freudeigkeit des Wesens aus, die ihn auszeichnet.

An Intelligenz und Geselligkeitstrieb dem Kranich verwandt ist der Papagei. Sein Zusammenleben zeigt, daß der Kampf aller gegen alle durchaus nicht das alleinige Naturgesetz ist, sondern gegenseitige Hilfe diesem Gesetz zum mindesten gleichkommt. Die Papageien erwählen sich, zu großer Zahl vereinigt, einen Ort des Waldes zur Siedelung. Sie halten treuinnig zusammen in Freud und Leid, stellen Wachen aus, deren Warnungen streng befolgt werden, und schiden, wenn sie ein Kornfeld plündern wollen, erst eine Rekognoszierungstruppe aus, die die höchsten Bäume in der Nachbarschaft besetzt, um Umschau zu halten. Diese Truppe muß ihre Beobachtungen den nächsten Posten weitergeben, die die Bäume zwischen dem Vortrab der Papageiengesellschaft und ihrem Gros besetzt halten. Wenn es dem Menschen dank seiner Waffen trotz dieser Vorsicht der Tiere einmal gelungen ist, einige aus ihrer Schar zu töten, so werden sie so vorsichtig, daß sie alle weiteren Anschläge vereiteln. Ihre Schlafplätze suchen sie gemeinsam auf und brüten, wenn es irgend geht, in Gesellschaft. Ihre Anhänglichkeit aneinander ist sehr groß; wenn ein Jäger einen Papagei getötet hat, fliegen die anderen mit Hagenden Schreien über den Leichnam ihres Genossen, um gewöhnlich als Opfer ihrer Freundschaft selber zu Boden zu fallen. Das gesellige Zusammenleben der Papageien verleiht ihnen großen Schutz gegen andere Tiere, und nur wenige Raubvögel oder Säugetiere wagen es, andere Arten als die kleinen Papageien anzugreifen.

Welche Kraft und welchen Schutz das gesellige Zusammenleben sonst schwachen und wehrlosen Lebewesen verleiht, sehen wir am stärksten in jedem Frühjahr, wenn Myriaden und Myriaden von Vögeln, die in den südlichen Gegenden zerstreut waren, wieder voll Kraft und Freude nordwärts eilen, um ihre Nachkommen zur Welt zu bringen. Nehmen wir z. B. einen von den zahllosen Seen der russischen und sibirischen Steppen. So dicht, wie ein Laubwald mit Blättern sind seine Ufer im Frühling mit Wasservögeln besetzt, die zu mindestens zwanzig verschiedenen Arten gehören, und doch alle in völligem Frieden beisammen leben. Mehrere hundert Meter vom Ufer entfernt wimmelt die Luft von Möwen und Seeschwalben, wie von Schneeflocken an einem Wintertag. Tausende von Regenpfeifern und Stranbläusern rennen über den Strand, suchen ihr Futter, pfeifen, tänzeln und freuen sich auf alle Art ihres Lebens. Fast auf jeder Welle schaukelt eine Ente, alles ringsumher atmet überschwengliches Leben. Und ganz in der Nähe dieser sprühenden Lebensfreude schwärmen Raubtiere, die die idealsten Organe für Räuberei haben. Man hört ihre hungrigen, wütenden Schreie, wenn sie stundenlang auf die Gelegenheit warten, aus dieser Fülle von Lebewesen eines zu packen. Nähern sie sich, so verkünden Duzende von Posten die Gefahr, und Hunderte von Möwen und Schwalben verfolgen den Räuber, der, wenn er, toll vor Hunger, seine Vorsicht vergißt und in die lebende Masse stürzt, von allen Seiten angegriffen und in die Flucht geschlagen wird.

In den arktischen Inselmeeren findet man meilenweit an der Küste alle Risse, alle Klippen und Ranten der Bergeshöhen bis zu

500 Fuß Höhe wuchsfählich mit Seevögeln bedeckt, deren weiße Brüste sich prachtvoll im Sonnenschein gegen die dunklen Felsen abheben. Und welche Verschiedenheit der Charaktere und Arten haufen auf solchem Vogelberg! Der Austermann, der die Raubvögel angreift, neben dem wachsamem Sumpfläufer, der friedlichere Vogel in seine Obhut nimmt, dann der Seemornelliebhaber, der furchsam wird unter stärkeren Genossen, aber sich kleineren Vögeln gern als Wächter zugesellt. Da gibt es herrliche Schwäne neben friedlichen Wägen, die reizenden Polarlurmen, die fortwährend zärtlich zueinander sind, neben den egoistischen Gänzen, die die Waisen getöteter Genossen zurückweisen, dann Pinguine, die einander die Eier stehlen, und Mornellen, deren Familienleben so rührend ist, daß selbst leidenschaftliche Jäger sich scheuen, ein Weibchen in der Mitte seiner Jungen zu töten.

Alle diese Vögel geben auch nach der Nistperiode das gemeinsame Zusammenleben nicht auf, sondern setzen es zur Sicherheit, und nicht zuletzt um des Vergnügens willen fort, das sie an den gemeinsamen Spielen finden. Es ist leichter, die Vogelarten aufzuzählen, die isoliert leben, als jene zu beschreiben, die sich den Herbstvereinen der jungen Vögel anschließen, nur um das Leben in Gesellschaft zu genießen.

Geselliges Zusammenleben und gegenseitige Hilfsbereitschaft ist auch bei den Säugetieren die Regel. Nur die Raubarten, Löwen, Tiger, Leoparden usw., leben gern einsam. Dagegen ist die große Familie der Hunde außerordentlich gesellig, und für ihre verschiedene Arten charakteristisch sind ihre gemeinsamen Jagdausflüge. Am häufigsten hat man die Wölfe in Rudeln beobachtet, wie sie ihre Beute mit lautem Bellen angriffen. In strengen Wintern sind solche Rudel von Wölfen nicht nur eine Gefahr für das einsame Fuhrwerk, das über die meilenweit verschneite, russische Steppe jagt, sondern auch für die menschlichen Ansiedelungen, was sich außer in Rußland und Sibirien, auch in Labrador, und vor etwa 50 Jahren in Frankreich bestätigt hat. Nur rudelweise greifen die Wölfe die Herden der Pferde an, wobei sie Gefahr laufen, von deren Hufen zertritten zu werden.

Die Schakale, eine der tapfersten und intelligentesten Hundarten, jagen gleichfalls rudelweise und fürchten sich in solcher Vereinigung nicht, an größere Raubtiere heranzugehen.

Bei den Nagetieren, Säugetieren und Wiederläufern findet sich der Geselligkeitstrieb verbunden mit einer hochentwickelten Praxis gegenseitiger Hilfe. Die Eichhörnchen, die ein inniges Familienleben führen, bleiben auch mit den Eichhörnchen anderer Nester in enger Verbindung. Wenn die Lammengazellen in einem Wald, den sie bewohnen, selten werden, verlassen sie in großer Zahl ihre bisherige Wohnstätte. Sie vertreiben sich die Zeit mit gemeinsamem Spiel, und die schwarzen Eichhörnchen des fernen Westens wandern in Scharen aus, wenn sie in einem Walde zu zahlreich geworden sind.

Die große Familie der Murmeltiere lebt noch geselliger als die Eichhörnchen in Kolonien vereint, in denen jedes einzelne seine Wohnung hat. Eine Art, der Siskit oder das Fiesel, das der schrecklichste Feind der Ernten in Südrußland ist, freut sich unbestimmert seines Lebens, während die Provinzialtage über seine Vernichtung beraten. Ihr gemeinsames Spiel ist reizend, und noch anziehender sind die melodiosen Konzerte, die aus dem grollen Pfeifen der Männchen, und dem melancholischen Pfeifen der Weibchen entstehen. Einen entzückenden Anblick gewähren die Kolonien der Wiesenhunde in Amerika. Weit über die Prärie hin reicht sich Erdhaufen an Erdhaufen, und auf jedem steht ein Wiesenhund in lebhafter Unterhaltung mit seinem Nachbarn. Verkünden die Wachen das Nahen eines Menschen, so verschwinden alle mit Blitzesschnelle in ihre Wohnungen. Ist die Gefahr vorüber, so kommen ganze Familien aus ihren Gängen heraus, die Jungen krähen und zanken sich, oder zeigen aufrechtstehend ihre Rünste, während die Alten Wache halten. Sie machen sich gegenseitig Besuche, und die gebahnten Pfade, die ihre Haufen verbinden, zeugen für die Häufigkeit, mit der diese Besuche erfolgen.

Das größte Erstaunen des Menschen erweckt von je her das Zusammenleben der Wiberatten, die sich ihre Dörfer an den Ufern von Seen und Flüssen anlegen, wobei sie die höchste Ingenieurtechnik entwickeln. Sie rechnen mit dem wechselnden Wasserstand, und ihre aus festgetretenem Lehm und Schilf bestehenden Häuser haben bestimmte Ecken für den Unrat, ihre Hallen sind im Winter mit Teppichen warm belegt und bleiben doch lustig. Ebenso verblüffend geht ihr Vetter, der Wiber, bei seinen Bauten vor. Er konstruiert verstellbare Dämme, die er je nach Bedarf mit oder gegen die Strömung richtet, damit sein Bau nicht auf das Trockene geraten kann. Diese kunstvolle Konstruktion ihrer Dörfer bringen die Wiber nur durch ihr gemeinsames Zusammenarbeiten zustande.

Ergreifend in ihrem Zusammenleben sind die Gewohnheiten der Rentiere, und ebenso der Rehe, Damhirsche, Antilopen, Gazellen und Steinböcke. Alle diese Arten der Wiederläufer schließen sich in Herden zusammen und sichern sich durch Wachsamkeit gegen Angriffe von Raubtieren.

In dieser Betrachtung, die ihrer Kürze wegen nicht erschöpfend sein kann, sei noch dem Elefanten, dem Minozeros und dem Nilpferd derselbe Trieb zu geselligem Leben nachgesagt, und schließlich der Familie der Affen gedacht. Für die meisten Arten dieser Familie ist Geselligkeit, gegenseitiger Schutz und eine hohe Ent-

wicklung all der Gefühle charakteristisch, die sich aus dem Zusammenleben mit vielen Geschöpfen derselben Art ergeben. Die nächtlichen Affen ziehen das einsame Leben vor. Einige Arten, wie die Kapuzineraffen und die Brüllaffen leben in vereinzelter Familien, auch die Orang-Utangs hat man nur in kleinen Gruppen von höchstens vier Individuen angetroffen. Dagegen leben Schimpansen, Sajus, Paviane usw. in großen Herden, die nicht nur aus der eigenen Art, sondern häufig noch aus Abkömmlingen anderer Affenarten bestehen. Bei jedem Rotschrei, der aus ihrer Herde erklingt, rotten sich alle zusammen und wehren tapfer die Angriffe von Raubtieren und Raubvögeln zurück. Bei der Nahrungssuche auf den Feldern gehen sie ebenso wie die Papageien unter Voraussendung von Wachen vor, und ganz reizend sind die kleinen Tit-tis mit ihren niedlichen Gesichtern, die sich umarmen und beschützen, wenn es regnet, indem sie ihre Schwänze um die Hüfte ihrer zitternden Kameraden ringeln. Wird einer ihrer Herde verwundet, so weichen sie nicht eher von dem Freund, als bis sie sicher sind, daß er tot ist und sie ihm keine Hilfe mehr bringen können. James Forbes erzählt in seinen Oriental Memoirs, wie bei einem Jagdausflug eine Affenherde den Leichnam einer Affin mit solcher Hartnäckigkeit zurückforderte, daß „die Zeugen dieser seltsamen Scene beschloßen, nie wieder auf einen Affen zu schießen“.

So ergibt sich beim genauen Zusehen, daß die Natur durchaus nicht nur vom gegenseitigen Berlefschen erfüllt ist.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Volks-theater auf Hawaii. Die Bewohner der Inseln in der fernen Südsee sind durchaus nicht alle die Wilden, als die sie in vielen Berichten von Reisenden erklärten. Manche von ihnen besitzen sogar eine ziemlich hohe Kultur, namentlich die Inassen der Hawaii-Inseln. Schon der große Weltreisende Cook, der eigentliche Entdecker Australiens, wußte von ihren Theateraufführungen zu erzählen. Die Besitzergreifung dieser Inselgruppe durch die Vereinigten Staaten hat dazu geführt, daß die Erforschung von Land und Volk in mehr planmäßige Bahnen gelenkt wurde. So hat denn auch das Amerikanische Bureau für Völkertunde einen feiner Gelehrten nach Hawaii entsandt, um dort die nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten gebliebenen Proben einer Nationalliteratur sammeln und aufzeichnen zu lassen. Dr. Emerson hat jetzt die erste Sammlung dieser Art veröffentlicht. Bei den Aufzeichnungen handelt es sich hauptsächlich um ein von unbekanntem Verfasser in ferner Zeit geschaffenes Nationaldrama. Dies Volksstück führt den Namen „Hula“ und behandelt in einer Reihe von leidenschaftlichen Gedichten viele Einzelheiten aus den Volkssagen. Die Gesänge sind von höchromantischer Form und erstrecken sich nicht nur auf die Geheimnisse der Geisterwelt und auf das menschliche Leben und Lieben, sondern ziehen auch die Wunder der Natur in die Darstellung hinein. Dabei ist es ganz sicher, daß vieles an diesen Dichtungen aus einem sehr hohen Alter stammt. Im großen und ganzen ist die Grundlage des Volksdramas religiöser Natur. An der Spitze der Gottheiten, die darin eine Rolle spielen, steht Laka als Verkörperung der Kraft des Pflanzenwachses. Diese Gottheit des Volksdramas wird mit besonderen Gesängen an einem Altar angerufen, der aufs reichste mit Blumen und Laub geschmückt ist. Dabei werden bestimmte Pflanzen ausgewählt, die als jener Gottheit besonders heilig gelten. Das Gefolge jener Hauptgöttin bildet eine Schar von Waldgeistern, die etwas an die Feen der deutschen Märchen erinnern, dann vor allem die Pele, die Göttin der Vulkane.

Die Schauspieler werden sorgfältig ausgewählt und müssen einen ganz besonderen Lebenswandel nachweisen können, um zu dieser Ehre zugelassen zu werden. Sie werden dann in einem eigenen Hause gehalten, das sie nur mit verhüllten Häuptern verlassen dürfen. Außerdem ist es ihnen verboten, bei ihren Ausgängen mit irgend jemand ein Wort zu wechseln. Vor allem aber dürfen sie niemals eine Leiche berühren. Sie müssen sich regelmäßigen Bädern im Ozean unterziehen. Die Besucher müssen ein Erlennungswort sprechen, um in den Zuschauerraum eingelassen zu werden. Sehr einfach ist das Kostüm des Schauspieler. Es gleicht durchaus dem berühmten Feigenblatt des Alten Testaments. Der Hauptteil des Volksdramas vollzieht sich in der Form eines Sakramentes. Dazu wird ein gestrohtes Schwein auf die Bühne gebracht und zerlegt. Außer dem Gehirn gelten die Schnauze, die Spitze der Ohren, der Schwanz, die Hüfte und andere Teile für heilig und werden in gleichen Portionen jedem Novizen vorgelegt, der sein Teil ver schlucken muß. Damit wird er der göttlichen Segnung teilhaft. Das Theater hat auch sein Orchester und sein Ballett. Jenes besteht aus einer Trommel, einer Kürbissklapper, einer anderen Klapper aus Bambus, einer Art von Anphophon, Kastagnetten, hohlen Bambusstöcken, einer Maultrommel und schließlich aus einer Flöte, die mit der Nase geblasen wird. Das Ballett wird teils von Puppen, teils von Menschen ausgeführt und umfaßt namentlich Tänze von Tieren, unter denen außer Hunden auch Haisische figurieren.